

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. 1927-1944 1933

274 (4.10.1933) Am badischen Herd

Am Badischen Herd

Unterhaltungsbeilage des „Führer“

Auf der Landstraße

Von Silo Dorf-Wiesbaden.

Auf der Landstraße sind sie zusammengetroffen, die Straße dehnt sich vor ihnen und scheint in ihrer grauen Einödnigkeit endlos zu sein. Der Alte geht mit ruhigen, etwas müden Wanderschritten, geht dicht am Wegrand, weil das Gras ein weicherer Boden für seine zerfetzten Schuhe ist als der steinige unebene Fahrdamm, auf dem der jüngere Begleiter ausschreitet. — Man sieht dem Alten diese Straße geradezu an, irgendwie ist er ihr ähnlich geworden, in den langen Jahren, da er sie entlang wanderte — diese oder eine andere. Alle Straßen müssen sich darin gleich sein; alle haben diese müde graue Entfärbung in sich. Und müde und grau wie die Landstraße ist das Gesicht des Alten.

Der Junge neben ihm sieht anders aus. Es ist noch etwas Frisches, Aufbegehrendes in seinen Schritten, die sich mit einer leichten Ungebild den des Alten anpassen. Seine Kleider und seine Schuhe sind schlecht und vertragen, aber er hat einen Rasterapparat, den das von Stoppeln überwucherte Rinn des anderen kaum mehr zu kennen scheint.

Der Alte schiebt den abgegriffenen Hut aus der Stirn zurück. Seine tiefliegenden Augen treffen den Gefährten. „Wie lange bist Du schon unterwegs?“ — Der Junge lacht kurz auf: „Zwei Jahre. Erst oder schon — Wie Du willst! Und Du?“ — Im müden, ausgemergelten Gesicht des Alten erweckt ein glückliches Lächeln. „Wie lange? Ich weiß es schon nicht mehr, aber nun ist es bald zu Ende!“ — „Zu Ende?“ — Wie ungläubig das klang.

„Ja!“ Sein Blick macht dem Alten gesprächig. Der Brief, durch den ihn der kürzlich gestorbene Jugendfreund an seinen Sohn empfiel, knistert in seiner Tasche. „Nicht hier sterben müssen, in dem Dreck. Du weißt ja nicht, was das heißt“, sagt er.

„Fünfter hat der Junge zugehört. Ich komme nicht mehr davon los“, sagt er und lacht ein wenig dabei, aber es ist kein schönes Lachen. „Warum?“ — „Warum?“ — Wieder dieses bittere höhnische Lachen. Das Gesicht des Burschen sieht plötzlich alt und verbraucht aus. „Der Vater ist im Kriege gefallen. Dann habe ich mit dem Bruder zusammen die Mutter ernährt.“ Der Bruder heiratete sein Mädel. Dann wurden wir arbeitslos. Es war ein Hundeleben, und die Mutter kränkelte. Sie ging einfach daran kaputt, weil die Lungen den Dreck der Großstadt nicht mehr ertragen konnten. Als sie tot war, sah ich auf der Straße.“ Er bleibt einen Augenblick stehen: „Dast Du schon einmal in einer Stadt wie Berlin Arbeit gesucht?“ — Es ist wie eine Drohung in seiner Stimme. „Weißt Du, wie das ist, wenn die Kleider anfangen zu zerlumpen, wenn die Leute einen, bevor man noch ein Wort gesprochen hat, wie einen lästigen Bettler hinausjagen

und einem allenfalls noch eine Kupfermünze nachwerfen? Wenn der eigene Bruder mit seiner Familie sich schämt, einen zu kennen?“ Das gebräunte Gesicht des Sprechers zuckt in einem Gemisch von Scham und Wut. „So lange man anständig gekleidet ist, geht es. Aber nachher...“ Er holt tief Atem. „Nachher ist man ein Nichts, ein Dreck, ein gemeiner Kerl, vor dem sich die Kinder fürchten und um den die Frauen auf der Straße einen Bogen machen, als wär er nicht ein Mensch, auf die gleiche Art gezeugt und geboren wie sie selbst!“

Eine Weile gingen sie stumm nebeneinander. „Du wirst verkommen, in dem Dreck! Alle verkommen wir hier.“ Die Stimme des Alten klingt brüchig wie splittendes Glas. „Was gehts Dich an? Du kommst ja jetzt raus.“

„Ja.“ Wieder eine Weile Schweigen. Die gleichmäßigen Wanderschritte der beiden Männer rücken näher an das Dorf heran. Ohne daß er es will, fragt der Alte: „Glaubst Du wohl, daß Du jetzt noch raus könntest? Aus dem Leben da, meine ich, von der Straße weg?“

Der Trost in dem Gesicht des Burschen zerfließt in müde Hoffnungslosigkeit. „Wie — rauskommen? Arbeit kriegt ich ja doch nie mehr.“ — Der Alte sieht in das junge Gesicht in das sich die ersten Runen einzugraben beginnen, die gleichen Runen, die auch sein Gesicht zerfurcht haben, und er denkt daran, wie das Leben hier draußen den Jungen immer weiter herunterreißen wird, bis er wirklich zum Verbrecher geworden ist. Der Alte kennt das Leben auf der Landstraße, und er weiß, wie man ihm verfallt. Im Vorwärtsschreiten fühlt er neu das Knistern des Briefes...

Das Dorf ist ganz nahe. Vor einem Hause bleiben die beiden stehen. Seltsam, wie schwer

ihnen der Abschied wird, weil sie soviel voneinander wissen. Der Alte hält den Brief fest in der Hand. Sie zittert unmerklich. In der Ferne steht der junge Bauer. „Was wollt Ihr?“ Scharf ist diese Stimme, aber nicht unfreundlich.

Der Alte gibt sich einen Ruck. „Ich habe einen Brief Eures Vaters.“ Der junge Bauer kommt näher. „Ach, der neue Knecht? Euer Sohn ist das? Ich dachte schon, Ihr selbst wollt Euch verdingen.“ Er geht auf den Jungen zu und reicht ihm die Hand. „Ist gut so! Einen kräftigen jungen Kerl können wir gebrauchen. Kommt, Alter, Ihr könnt auch mit uns nachmachen.“

Die beiden von der Landstraße stehen wie erstarrt. Im Gesicht des Alten zuckt es eine Sekunde lang. Er sieht das Rot im Gesicht des Burschen, das ungläubige Staunen in seinen Blauaugen, und er atmet tief auf. Dann reicht er dem Bauer den Brief. „Jawohl, Bauer“, sagt er, so fest es seine brüchige Stimme erlaubt. „Mein Sohn. Nehmt ihn gut auf, und — Gott befohlen!“ Einen Augenblick wundert er sich selbst über den frommen Gruß. Er legt seinem jungen Gefährten die Hand auf die Schulter und sieht ihn an. „Laß mich das Opfer nicht umsonst bringen!“ liegt in diesem Blick. „Denk einmal an mich!“ Dann schreitet er mit seinen gleichmäßigen, etwas müden Schritten die Dorfstraße entlang, den gleichen Weg zurück, den sie gekommen sind.

Betroffenheit, ungläubiges Staunen liegt in den Blicken des Burschen. „Warum hat er es denn so eilig?“ fragt der junge Bauer erstaunt. „Er konnte doch erst mit uns essen?“ — „Kommt zu Tisch!“ Klingt die Stimme der Bäuerin über den Hof, und der Bauer zieht seinen neuen Knecht am Ärmel über die Schwelle. Er bemerkt nicht, daß dessen Augen einen seltsam feuchten Schimmer haben. — „Sein Vater hat ihn gebracht“, sagt drinnen der junge Bauer zu seiner Frau, der Bursche wiederholt unbewußt: „Mein Vater, ja!“ — Und denkt an eine lange graue Landstraße...

ter. Dreißig Jahre sind es, daß der Siebenjährige starb; sie hat ihn nie vergessen. „Er muß jedes Jahr... seinen Kranz auf seinem Grab... haben...“

„Ja Mutter...“
„Und ich liege — neben Vater...“
„Ja, Mutter?!...“
Eine Tür klappert auf, atemlos bringt eine Stimme eine Kunde. „Großmutter!“ flüstert glücklich der junge Vater, er weint. „Großmutter? Mein Kind ist da!“
Selig lächelnd sinkt der Kopf der Mutter zur Seite: Den kraftvollen Schall des Lebens, die Tritte, mit denen ihre Kinder zu ihrem Totenbette strazten, hörte sie noch.



Letzter Sommergruß.

Deutsches Irghild

Wenn dein Leben dich gekränkt,
Höre nur nicht auf zu ringen.
Wenn die Welt dich hart bedrängt,
Rede dich, es zu bezwingen.

Greife nicht nach außen hin,
Manchen hat der Schein betrogen.
Bankelmtüchtiger Menschenkunn
Hat dir manches vorgelegen.

Mutig steig hinaus in dich,
Wo in deines Herzens Tiefen,
Deinem kleinen Menschlein
Gottes Kräfte lange schliefen.

Wenn auch manches Glück zerfällt,
Trau auf Gott, er wird dich retten.
Meiß're deine eigne Welt,
Dann kann dich kein Schicksal fetten.
Frieden Wilken dorff.

Sterben

Von Walter von Moisa.

Seit langen Jahren wußten sie es: nun wüßte das Geschlecht die Seelen. Die Mutter liegt im Sterben, sie mißt mit herumirrenden Fingern die Decken ihres Bettes. Das Antlitz sucht zu lächeln. Sie will ihren Kindern keine üble Erinnerung hinterlassen an die Stunde, in der sie schied. Fünfundmal hat sie geboren. Fünfundmal war sie dem Tode nahe; vier Fünfundmal hat die Mutter begraben, als Kind. Das gleiche ihr Haar seither tat das Herz so angstvolle Schläge, daß es ruhigen Gang nicht mehr fand. Den Gatten hat sie begraben, die Knöchel hat sich die Not vergeblich wund gepocht; sie kam nicht über die Kinder, die Mutter wehrte sie ab.

„Mutter?“ flüstert der Knecht.
Sie streckt seine Hand, die leichtsinnig ihr blutig erarbeitetes Geld verwarf, die nun erster Arbeit dient. Der Jüngste hält der Mutter Puls. Starr stehen die Zwillinge; das Weib des einen will Mutter werden.
„Noch nichts?“ fragt ängstlich der Sterbenden Bild.
„Noch nichts!“
Das Ende ist da. Der Mutter Hand sinkt kraftlos. Mit tiefer Nahrung hören sie die Mutter beten; was ihnen Schwäche bereinst schien, feiges Festhalten an leerer Form, legt hat es Leben und Blut.

Zu ihres toten Kindes Bild sieht die Mutter. „Mutter?“ flüstert der Knecht.
Sie streckt seine Hand, die leichtsinnig ihr blutig erarbeitetes Geld verwarf, die nun erster Arbeit dient. Der Jüngste hält der Mutter Puls. Starr stehen die Zwillinge; das Weib des einen will Mutter werden.
„Noch nichts?“ fragt ängstlich der Sterbenden Bild.
„Noch nichts!“
Das Ende ist da. Der Mutter Hand sinkt kraftlos. Mit tiefer Nahrung hören sie die Mutter beten; was ihnen Schwäche bereinst schien, feiges Festhalten an leerer Form, legt hat es Leben und Blut.

Es spukt im Seehaus

Ein heiterer Roman von Marianna Hiegler

38. Fortsetzung
Guttrune und Möbbs waren den anderen um ein gutes Stück voraus, als sie den Waldrand erreichten und in den bergan führenden Pfad einbogen. Jetzt erst kam es Guttrune zum Bewußtsein, daß sie mit Möbbs ganz allein war, und sie fragte sich, ob sie recht getan, ihn so lange anzuhören. Aber er tat ihr so leid; und nahm sie denn ihrem Kurt etwas weg, wenn sie dem armen Menschen hier einige Teilnahme schenkte? Sicherlich nicht. Im Gegenteil, es war vielleicht ganz gut, wenn Kurt sah, daß sie — in allen Ehren natürlich — auch noch für andere zu fühlen imstande war. Hatte nicht auch Frau Gaedecke gestern Abend, als sie so traurig beiseite sah, ähnliches zu ihr gesprochen, Frau Gaedecke, die sicher Lebenserfahrung und Urteil besaß? „Ein bißchen Eifer sucht ist gesund für den Brautstand, sorgen Sie rechtzeitig dafür“, hatte sie geraten. Gestern noch hatte sie sich ehelich entsetzt und nur stumm den Kopf geschüttelt, aber heute, nachdem sie die Nacht inummer und Sorge um Kurt verbracht hatte, sah sie die Dinge schon anders an. Sie wäre ja nie imstande gewesen, einen Mann selbst zu ermuntern. Aber ein gewisser Trost, der vielleicht doch als mütterliches Erbgut in ihr saß, veranlaßte sie nun zu der lebhafteren Teilnahme, die Votho Möbbs sich selbst beglückte, und sie versicherte ihm wiederholt, daß sie nie Schreckliches von ihm glauben würde. Als sie es an der Zeit fand, auf die anderen zu warten, und daher auf einem Felsstück am Wege Platz nahm, ließ sie es auch geschehen, daß ihr Begleiter, seines hellen Anzuges nicht achtend,

sich zu ihren Füßen lagerte. Es konnte ja nicht lange mehr dauern, bis die anderen kamen... Dem war auch so. Denn Frau Hollwed hatte sich bald von ihren schwabenden und oft stehbleibenden Wäntern getrennt und war fürbass geschritten, erst langsam, dann aber, ihrem Temperament entsprechend, immer stärker, so daß Kurt, den sie an ihre Seite befohlen hatte, eben noch Schritt halten konnte. Wenn bei ihr gestern noch Zweifel über das Verhalten einer richtigen Schwiegermutter bestanden, so war heute Klarheit über sie gekommen. Wo sie das Glück ihres Kindes bedroht sah, gab es für sie kein Fackeln. Sie nahm sich also kein Blatt vor den Mund und ergoß über den etwas betretenen Kurt einen Schwall erregter Reden, aus denen dieser, als langsam und methodisch denkender Mensch, erst nach geraumer Zeit den Kernpunkt ihrer Anklage er nahm. Es war ein bißchen schwer für ihn, nun selbst zu Worte zu kommen und die Begebenheiten der Nacht zu schildern: wie er erst noch seinen Eltern Gesellschaft geleistet, wie man noch über den hübschen Abend gesprochen habe — Kurt fand diese Wendung sehr diplomatisch, aber Frau Hollwed lachte höhnisch, als er sie vorbrachte —, wie er dann noch das Bedürfnis nach frischer Luft verspürt habe und am See auf und ab gegangen sei, bis von der Veranda aus die Frau Ministerialdirektor... „Du sollst diese Person nicht so nennen“, zischte Vina, stehensbleibend. Kurt, der die Enthüllungen des getrigen Abends nicht kannte, riß verständnislos die blauen Augen auf, bis ihm der Zusammenhang endlich er-

klärt wurde. Allmählich wurde es ihm nun deutlicher, weshalb sein Zusammensein mit ihr Frau Hollwed verdächtig erschienen war. Er bemühte sich nach besten Kräften zu beweisen, daß es sich ja nur um ein zufälliges und kurzes Gespräch gehandelt habe. Die Vorstellung, sein geliebtes Mädchen, wenn auch nur unbewußt, gekränkt zu haben, war ihm ebenso schrecklich als der Verdacht, er, ein Reichsbach, habe sich vielleicht vor Gott und den Menschen nicht ganz einwandfrei benommen; er schwor daher alle heiligen Götter, daß er Guttrune immer auf Händen tragen und sein Leben lang nur ihr gehorsamer Diener sein wolle, worauf sich seine Schwiegermutter endlich zufriedengab und nunmehr anscheinend in gemäßigtem Gleichschritt weiterwandelte. Sie wurden bald von einer anderen Gruppe eingeholt. Frau Gaedecke, wieder in unschuldvolles Weib gekleidet, kam angeregt plaudernd zwischen dem Polizeirat und Vater Reichsbach näher. „Wo bleibt denn schon wieder der Direktor?“ fragte Frau Hollwed, die keine Lust verspürte, sich der Widersacherin anzuschließen. „Ich muß doch auf ihn warten. Gehen Sie, bitte, nur aufwärts weiter, immer dem Wege nach!“ Und sie wies in die Richtung, die Guttrune und Möbbs bereits eingeschlagen hatten. Frau Ritty, die sich ebenwiegend nach ihrer Gattin schaute, eilte leichtfüßig weiter, der Polizeirat folgte ihr, während Herr Reichsbach mit seinem Sohn bei Vina zurückblieb, um in Geduld den Nachzügler abzuwarten, der noch immer außer Sicht war.

Es war nicht so sehr das körperliche Schwergewicht des Direktors schuld daran, als vielmehr die Last wichtiger Angelegenheiten, die eine Persönlichkeit von so überragender Bedeutung leider nie ganz abzuschütteln vermag, und von denen ein bescheidener Teil in Gestalt des grauen Fräuleins sich an seine Fersen angeheftet hatte. Wahrscheinlich hätte er lieber ungestört den Zauber der herrlichen Natur ge-

nossen, denn Unmut umwölkte seine Stirne, während die Dame leise, aber dringlich auf ihn einredete. „Es ist kränkend für mich, daß sie mir noch immer so wenig Vertrauen schenkt, nach allem, was ich für sie geleistet habe.“

Da zeigte sich, daß Direktor Westhoff, wie so viele geschäftliche Kapazitäten, nicht frei von Pedanterie war. Wenn Sie sich doch endlich abgewöhnen wollten, in Dinge dreinzureden, die Sie nichts angehen. Ich möchte die heillose Unordnung sehen, die daraus entstehen würde, wenn jeder meiner Leute in das Ressort seiner Nachbarn übergriffe. Sie bilden sich immer ein, daß Sie alles können. Ich habe Ihnen die Einfuhrabteilung übertragen, das ist eine sehr wichtige Sparte. Sie haben auch bis jetzt ganz gut und gewissenhaft darin gearbeitet, also bleiben Sie gefälligst haben u. geben Sie Ruhe.“ Die graue Dame rückte ihm vertraulich näher. „Sie sagen ja selbst, daß Sie mit mir zufrieden sind, also lassen Sie doch diesen albernen Möbbs laufen. Ich verstehe gar nicht, wozu Sie ihn engagiert haben.“

Westhoffs Stimme klang gereizt. „Ich habe es nicht nötig, vor Ihnen meine Maßnahmen zu rechtfertigen. Möbbs hat mit enttäuscht, gewiß, und ich werde mich bald nach einem Ersatz für ihn umsehen müssen. Aber das kann ich Ihnen schon heute sagen: es wird wieder ein eleganter junger Mensch sein und keine alte Schachtel.“

Die Augen des grauen Fräuleins funkelten giftig. „Sie selbst haben mir diese undankbare Rolle zugewiesen. Sie wissen ganz gut, daß ich auch anders auftreten kann. Es gab eine Zeit, wo auch Sie mit meinem Aussehen recht zufrieden waren. Was haben Sie nur damals nicht alles versprochen! Aber daran soll man Sie wohl nicht erinnern, Herr Direktor! Sie tun, als wären Sie immer ein großer Herr gewesen. Von der Zeit vorher sprechen Sie nicht gern, und wer etwas darüber weiß, ist Ihnen lästig!“ (Fortsetzung folgt).